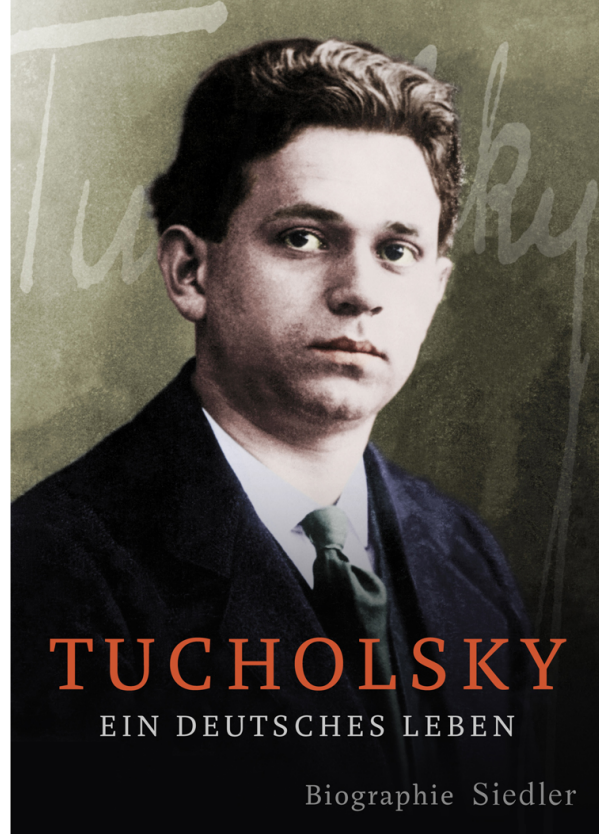


ROLF HOSFELD



TUCHOLSKY

EIN DEUTSCHES LEBEN

Biographie Siedler

Inhaltsverzeichnis

DIE WELT VON GESTERN

Pimbusch

Der Gentleman

»Die Schaubühne«

August 1914

The wind cries Mary

Die Welt als Wille und Vorstellung

DIE HALBE REPUBLIK

Nachkrieg

Zwischen zwei Frauen

Cabaret

Der Neue Mensch des Weltkriegs

Demokratie oder Gewaltherrschaft?

DEUTSCHLAND VON AUSSEN

Paris

Innen weint es

Ménage à trois

Mona Lisa

KEIN ORT, NIRGENDS

Nordland

Hochverrat?

Nuuna

Endspiel

Kurt Tucholsky - Stationen seines Lebens

Anmerkungen

DIE WELT VON GESTERN

DIE HALBE REPUBLIK

DEUTSCHLAND VON AUSSEN

KEIN ORT, NIRGENDS

Literaturverzeichnis

WERKAUSGABEN
BRIEFE UND TAGEBÜCHER
ANDERE LITERATUR
Personenregister
Bildnachweis
Copyright

DIE WELT VON GESTERN

Pimbusch

Der Regionalexpress vom Berliner Hauptbahnhof nach Löwenberg benötigt 38 Minuten. Er fährt dann weiter über Neustrelitz nach Stralsund. Nicht anders vor dem Ersten Weltkrieg der D-Zug vom Stettiner Bahnhof, angetrieben von einer Lokomotive der Baureihe P 8, die damals eine Höchstgeschwindigkeit von hundert Stundenkilometern erreichen konnte. D-Züge waren sogenannte Durchgangszüge und standen für einen 1891 von der preußischen Staatsbahn eingeführten revolutionären Wagentypus, der die Vorteile des amerikanischen Großraumwagens mit der gewohnten europäischen Abteilanordnung zu verbinden wusste. Jedes Abteil konnte man nun vom Wageninneren über einen Seitengang erreichen und dank eines Faltenbalgs am Wagenende den ganzen Zug durchlaufen.

In einem solchen Durchgangszug saßen im August 1911 die Medizinstudentin Else Weil und der Jurastudent Kurt Tucholsky auf einem Ausflug nach Rheinsberg im Ruppiner Land. »Seinen eigentlichen Anfang nahm das Abenteuer erst, als sie in Löwenberg ausstiegen. Der D-Zug ruhte lang und dunkel in der Halle unter dem Holzdach« – mit dieser Passage beginnt Tucholskys Erstlingswerk *Rheinsberg*, das ihn berühmt machen sollte und heute noch zu seinen beliebtesten Büchern zählt. Es war im Staatsbahnhof – der kleine Ort Löwenberg verfügte auch über einen Privatbahnhof –, und man musste den Zug wechseln.

Das Holzdach existiert nicht mehr, aber das verwitterte Ziegelgebäude des Bahnhofs umgibt immer noch die Patina jener Zeiten. Der alte Wasserturm, aus dem die P 8 mit frischem Nachschub versorgt werden musste, hat überlebt. Auch zwei Bahnsteige gibt es nach wie vor. Damals, mit der

Kleinbahn, »wie aus Holz gefügt, steif und verspielt«, dauerte es allerdings deutlich länger als heute von Löwenberg bis in die kleine Residenzstadt am Grienericksee, die sich seit einigen Jahren zu einer beliebten Sommerfrische für Berliner der mittleren Schichten gemausert hatte. Eine dreiachsige Henschel-Lokomotive bewegte drei Personenwagen auf dieser Strecke, und »das Maschinchen schnob und klingelte zornig, durch den staubigen Rauch hindurch klingelte es melodisch, wie eine Kirchturmglöcke bei Sturm«. Unterwegs - kaum als Landschaft zu bezeichnen - ein Halt auf freier Strecke; die Lokomotive hatte Funken ausgeworfen. Und dann kamen sie endlich an.¹

Rheinsberg verdankt seinen Nimbus Friedrich II., den man in wilhelminischer Zeit wie selbstverständlich den Großen nannte. 1903 hatte man vor dem stadtseitigen Eingang zum Schlosspark eine Bronzeskulptur des jungen Friedrich aufgestellt, voller Verehrung für den Mann, dem Preußen seine Wandlung vom Parvenü unter den Staaten zur europäischen Macht zuschrieb. Als Kronprinz residierte er hier zwischen 1736 und dem Tod seines Vaters 1740, einstweilen eher introvertiert und besessen von dem Gedanken, ein großer Komponist zu werden oder ein geachteter Philosoph. Er korrespondierte mit Voltaire, unter anderem über seine in Rheinsberg entstandene Streitschrift gegen Machiavelli, die der Franzose als die beste Abhandlung aus der Feder eines Fürsten seit Mark Aurel begrüßte. Wenig später wurde die Rheinsberger Hofgesellschaft aufgelöst. Nun bewohnte für die nächsten Jahrzehnte Prinz Heinrich, der Bruder des Monarchen, das Landschloss, und kurz vor Friedrichs Tod 1786 weilte noch einmal ein berühmter Franzose dort, der spätere zwielfichtige Revolutions - held und Preußenverehrer Honoré - Gabriel Graf Mirabeau.

Seit 1802 lag es, nur von der Familie eines Kastellans behütet, verlassen da, und als der britische Reisende Alexander Hamilton 1872 nach Rheinsberg kam, boten Schloss und Stadt ein ödes Bild. Ausflügler gab es keine, wenn man von den zwei Landschaftsmalern absieht, die ihm dort begegneten. Die Zimmer im ersten Gasthaus des Ortes rochen muffig, das Essen schmeckte ziemlich schlecht. Doch, so meinte Hamilton mit dem sicheren Blick eines weltläufigen Engländers, eines Tages werde sich aus dem Ort etwas machen lassen, nichts Mondänes, aber vielleicht etwas für die einfachen Leute.² Mit der 1899 eröffneten Kleinbahn war diese Zeit schließlich gekommen.



[Bild 1](#)

Schloss Rheinsberg im Ruppiner Land verdankt seinen Ruf dem preußischen König Friedrich II. Als Sommerfrische und Ausflugsort vor allem für Berliner wurde Rheinsberg Anfang des 20. Jahrhunderts ein beliebtes Reiseziel. Kaum ein

Buch hat Rheinsberg so populär gemacht wie Kurt Tucholskys Erstlingswerk von 1912, das nach einem Wochenendausflug mit seiner Geliebten dorthin entstand.

Im Sommer 1911, als Tucholsky sich auf den Weg nach Rheinsberg machte, litt ganz Europa unter einer starken Hitzewelle. »Die Sonne glüht. Der Asphalt kommt ins Kochen«, ³ schreibt er Ende Juli. Auch das wird einer der Gründe dafür gewesen sein, dass er sich dazu entschied, in den fortgeschrittenen Augusttagen eine Landpartie mit seiner Freundin Else Weil ins Auge zu fassen. Er war einundzwanzig, sie zweiundzwanzig Jahre alt. Er hatte bereits eine künftige Verlobte, Kitty Frankfurter, die von seinen Freunden niemand kannte und über die man bis heute kaum mehr weiß, als dass er in jungen Jahren einmal »sehr verliebt« in sie war. ⁴ Nicht etwa neben ihr, sondern in der Hauptsache, berichtet der mit ihm befreundete Verlegersohn Heinz Ullstein, hielt er sich noch eine andere Freundin, Else Weil. ⁵ Er war »innen etwas unmoralisch, / nie alleine, stets à deux: - / der neveu«, wie er seine Tante Berta damals selbstironisch wissen ließ. ⁶

Wann Tucholsky und Else Weil sich kennenlernten, lässt sich heute nicht mehr rekonstruieren. Sie stammte aus einer jüdischen Berliner Kaufmannsfamilie und hatte im Februar 1910 an einem Schöneberger Knabengymnasium ihr externes Abitur abgelegt. Im Wintersemester des gleichen Jahres immatrikulierte sie sich zunächst an der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität Unter den Linden, hörte Heinrich Wölfflin über Leonardo da Vinci, Wilamowitz-Moellendorff über homerische Poesie und den charismatischen Georg Simmel über Ethik, bevor sie im April 1911 an die Medizinische Fakultät wechselte. Sie war eine der ersten Frauen in Preußen, die Medizin studierten, was in Berlin vor 1908 grundsätzlich nicht möglich gewesen war. Sie hatte soeben ihr erstes medizinisches Semester hinter sich gebracht. In Tucholskys *Rheinsberg-Capriccio*

heißt sie Claire. Sie war keine Kunstfigur. Wie er 1931 anlässlich der hunderttausendsten Auflage schrieb: »Claire war real.«⁷

Tucholsky nannte Else Weil schon seit geraumer Zeit Claire Pimbusch nach der von unzüchtigen Gedanken gemarterten Gattin eines Schnapsfabrikanten aus Heinrich Manns Roman *Im Schlaraffenland* - eine Frau, die in manchen Details eher hässlich aussah, im Ganzen aber den unwiderstehlichen Reiz einer mondänen, sehr teuren Kokotte ausstrahlte. Das war auf den ersten Blick wenig schmeichelhaft. Tucholsky fand Manns *Bel-Ami*-Verschnitt über die unausstehliche Berliner Gesellschaft seiner Zeit im Übrigen eher platt gestrickt und etwas zu simpel in der Satire. »Bautsch!«, meinte er einmal: »Ein bisschen mit dem Hammer!« Die Namen dagegen habe Mann geradezu »wundervoll« erfunden.⁸ Zum Beispiel Pimbusch. Tucholsky gefiel das - und ihr auch.

Else Weil konnte bei aller Intellektualität eine ziemlich alberne, selbstironische und frivole Person sein. Auch das gefiel ihm. Diese bezaubernde Frau war es, die seine Sprache in *Rheinsberg* regelrecht erfunden hat. »Ihr Deutsch war ein wenig aus der Art geschlagen«, heißt es dort: »Sie spielte immer, gab stets irgendeiner lebenden oder erdachten Gestalt für einige Augenblicke Wirklichkeit.« Eine maßlose Frechheit sei das, gemeinsam einfach auf Tour zu fahren, lässt Tucholsky sie gegen den wilhelminischen Sittenkodex kokettieren, ohne verheiratet oder wenigstens verlobt zu sein: »Wenn das niemand merkt! Aber es merks niemands - pass mal auf, es merks niemand!«⁹ Die Pimbusch, also Else Weil, habe ihm dieses infantile Schlafzimmer-Gealber, das er phonetisch waschecht kopiert hat, erst eingeflüstert, behauptete Tucholskys Freund Walter Mehring.

Sie hatte tatsächlich etwas von einer erotischen Ausnahmeerscheinung an sich, aber anders als Heinrich

Manns überzeichnete Romanfigur. Else Weil war – so der Verlegersohn Heinz Ullstein – ein nicht unbedingt hübscher, aber anziehender Mensch mit ungewöhnlich zarten und schönen Händen.¹⁰ »Einmal legte Claire die Hand auf den Bootsrand«, heißt es in *Rheinsberg*, »diese ein wenig knochige und männliche Hand, auf deren Rücken blassblaue Adern sich strafften; sah man aber die holzgeschnitzten, langen Finger, so ahnte man, es war eine erfahrene Hand. Diese Fingerspitzen wussten um die Wirkung ihrer Zärtlichkeiten, kräftig und sicher spielten die Gelenke.«¹¹ Ein Einundzwanzigjähriger schreibt das, offenbar nicht ganz lebensunerfahren, pathos – und romantiklos, mit fast fotografisch sezierendem Blick, und doch spürt man, wie tief ihn dieser Anblick berührt. Und dann der schnippische Eros ihrer Privatsprache und ihres kindlichen Schlafzimergealbers. Es hatte, wie sie ihm einmal gestand, stets etwas Rauschhaftes an sich, wenn sie zusammenkamen. Claire war eine Annäherung des für Tucholsky immer vielgestaltigen und unerreichbaren Frauenidealtypus.

Rheinsberg, ein lauer Sommerwind, Rascheln in den Bäumen, es ist reichlich warm, »und neben Dir stand die, die Du nie vergessen wirst«, schreibt er im *Vorwärts* Ende März 1912, acht Monate bevor das Buch erschien. Ein Band mit kolorierten Fotos aus der Mark Brandenburg – darunter Schloss Rheinsberg – hatte ihn die Erlebnisse des vergangenen Spätsommers noch einmal Revue passieren lassen. Diese Fotos, meinte er, gingen im Vergleich zur Malerei bereits ganz eigene Wege. Sie regten an. Sie animierten dazu, sie aus der Phantasie zu ergänzen und eine dahinter liegende Geschichte zu vermuten. ¹²

Vielleicht so: Mit der Kleinbahn aus Löwenberg erreichten sie Ende August des Vorjahres den am Rand des Städtchens liegenden Bahnhof, einen schmucklosen Zweckbau aus der Jahrhundertwende. Davor ein gepflasterter Platz, wo sie ein

Bediensteter ihres Hotels mit einem Zweispanner erwartete. Dann der Marktplatz mit seinen Knobelsdorff'schen Reihenhäusern. Das Schloss und der Park des Prinzen Heinrich. Der See. Im Schloss stellten sie sich dem alten Kastellan gegenüber als Ehepaar Gambetta aus Lindenau vor und hatten ihre helle Freude daran, wie »historische Erinnerungen« an die Tage von Sedan und die französische Volkserhebung gegen die Preußen unter der Führung des jungen Republikaners Leon Gambetta den dicken Mann sichtlich bewegten und seine Lippen schweigend zu zucken begannen.



[Bild 11](#)

Die Medizinstudentin Else Weil war die Claire Pimbusch in Tucholskys Rheinsberg-Capriccio. Sie konnte eine außerordentlich selbstironische, frivole und erotomanische Person sein, und obwohl er mit einer anderen verlobt war, sah man ihn meist an ihrer Seite. In den zwanziger Jahren war er zeitweilig mit ihr verheiratet. Else Weil wurde am 11. September 1942 in Auschwitz ermordet.

Es machte ihnen Spaß, »über die Sehnsucht der Bürger zu spotten«, über die Hausfrau, die sagt: »mein Mann, der Bergassessor«; die spitzmäulige Dame, die tuschelt: »und denken Sie, sie ist eine Berlinerin, aber wissen Sie, im guten Sinne des Wortes«; oder die schwitzenden Familienväter, die ihre Spazierstöcke beim Landausflug »am Ende Gewehr über trugen« und stumm der nächsten Bierquelle entgegenhechelten. O wilhelminische Kastenwelt und dumpfe Strammheit! Doch sie waren jung, »jetzt waren sie an der Reihe - hurra! - und sie waren beide nicht unerfahren«. Die ganze Geschichte durchzieht ein Grundakkord zeitgemäßer Zarathustra: »Kämpfen — aber mit Freuden! - Dreinhauen - aber mit Lachen!«¹³ Tanzt, tanzt!

Rheinsberg war ein Buch der Jugend - nach den Worten der Schriftstellerin Gabriele Tergit die Leiden des jungen Werther für jene Generation, die wenig später in den Weltkrieg zog¹⁴ -, aber kaum von jenem Geist des bündischen Aufbruchs geprägt, aus dem die orakelnden Wanderer zwischen zwei Welten hervorgingen, denen die Bewährung in den Schützengräben schließlich wie eine Erlösung aus der faden Monotonie des bürgerlichen Alltags erschien. Tucholskys Erzählung verhielt sich dazu wie Heinrich Heines Apotheose des Lebens oder Nietzsches tanzender Stern zu den Todessehnsüchten des von seiner zerrissenen Zeit überwältigten Dramatikers Heinrich von Kleist. Und auf eine andere Weise wie Walter Leistikows lichtdurchflutete Bilder der Havelseenlandschaft oder Arnold Böcklins Wolken zum erstarrten Akademismus der Kunstdoktrin des Kaisers und seines Hofmalers Anton von

Werner, die Tucholsky mit siebzehn - noch ein Pennäler - 1907 in der Zeitschrift *Ulk* als die großen Antipoden seiner Zeit gegenüberstellte. Der Kaiser - Wilhelm II. -, hieß es da, »pfiß darauf«, auf die freie Luft der Moderne.¹⁵

Ein Buch wie *Rheinsberg* wiederum pfiß auf die wilhelminische Enge. Es war ohne den Aufstand gegen die erstarrten Konventionalitäten in jener irritationssüchtigen Wendezeit - als der Expressionist Jakob van Hoddis 1911 dem Bürger in einem Gedicht seinen Hut vom spitzen Kopf fliegen ließ - kaum denkbar.

In solchen Irritationen lag immer auch die tiefe Sehnsucht nach einer im Verfall begriffenen Welt von gestern verborgen. Gegen eine wirtschaftliche Amerikanisierung, meint Tucholsky 1913, könne man sich kaum zur Wehr setzen, wohl aber gegen eine geistige. »Denn es gibt besseres«, meint er: »Es gibt Solidität, Würde, Stetigkeit. Und die wollen wir uns bewahren.«¹⁶ Was, fragt er, würde geschehen, wenn einer wie Henrik Ibsen wiederkäme in diese »Zeit des Raffens, des übereilten Tempos, des Spektakels« und verlangte von den Zeitgenossen stilles Zuhören und Meditation? Sie würden ihn heruntertrampeln, sie würden nicht ruhen, bis sie ihn tot gemacht hätten, bis er sich nicht mehr rührt. »Wir sind zurückgegangen«, so sein melancholisches Fazit.¹⁷

Und dann gab es den Anarchen Knut Hamsun, die moderne Herausforderung der amerikanischen Moderne par excellence. Tucholsky verehrte ihn, den »lieben Gott«, der »heftig gegen das Alter eingenommen« war.¹⁸ Er war nach Ibsen, Strindberg und Munch die jüngste skandinavische Sensation in Deutschland. Wo immer er auftauchte, wurde er wie ein Idol behandelt. Er war intensiv, erotisch und dabei von einer sachlichen Lakonie, die damals überraschte. 1910 erschien erstmals eine Ausgabe seiner Gesammelten Werke, und nicht wenige hielten ihn für den größten lebenden

Schriftsteller auf Erden, einen Visionär, einen geistigen Aristokraten, dem es wie keinem Zweiten gelang, tief in die Geheimnisse des Lebens einzudringen. Man müsse schreiben können wie Hamsun, meinte noch Nick Adams in Ernest Hemingways erotischer Shortstory *Summer People*.

Auch *Rheinsberg* ist eine Geschichte von Menschen im Sommer. Den Gedanken, dass die Liebe etwas unendlich Schönes und zugleich unendlich Unerreichbares sei, teilte Tucholsky mit Hamsun. Viel wissen wir um alle Heimlichkeiten der Körper, heißt es in *Rheinsberg* —aber auch um alle der Seele? Kaum, meint er, sonst wäre der Liebende mehr als ein Narr. Aber er will etwas, das es nicht gibt: Erfüllung. Fast alles auf der Welt ist zu befriedigen, beinahe jede Sehnsucht – »nur diese nicht«. Man kann glücklich sein, aber nie zufrieden. Es gibt keine Wahrheit im Seelenleben, nur eine, die wir empfinden und an die wir glauben. »Und das Erlebnis und ich und sie«, so Tucholskys Fazit des Rheinsberger Spätsommers, »das gibt einen Klang, einen guten Dreiklang.«¹⁹ Einen Schwebestand zwischen Realität, Impression und Illusion.

Schön wäre es, meinte Tucholsky einmal, »auf Eichendorffsche Art« zu reisen: »alles hinnehmen, träumen und betrachten«. ²⁰ Ein Wunsch: »In wundervoller Unbekümmertheit«²¹ dahinzuleben. Irgendwie hat *Rheinsberg* auch etwas von der Leichtigkeit des Eichendorff'schen *Taugenichts* an sich. Wenn es doch so einfach sein könnte. In Wirklichkeit war schon die originale Romantik alles andere als naiv, und man musste nicht zu den wissenschaftsgläubigen Monisten und Alleserklärern jener Zeit zählen – die das Buch in Gestalt eines »begabten Mädchens« mit »klaren festen Begriffen« karikiert –, um darin ein Problem zu sehen. Des Nachts steht der Mond über dem Rheinsberger Schloss, der Obelisk wirft einen scharfen Schatten, und das Laub raschelt und rauscht. »Warum reagieren wir darauf wie auf etwas Schönes?«, fragt sich

Tucholsky: »Es ist doch nur ein durch Schallwellen fortgepflanztes Geräusch.«²²

Und trotzdem kann Erkenntnis die Seele nicht abtöten. Sie kann sie auch nicht erklären. Man kann ihr Geheimnis nur andeuten, wie in einem pointillistischen Gemälde, das bewusst die Nähe zur Musik sucht. »Ich weiß genau, wo die Technik aufhört und das Andre anfängt«, schrieb Tucholsky einmal, »das, was man nicht machen kann.«²³ Das, was man nicht machen kann, ist die Musik – und in seiner kompositorischen Leichtigkeit, in seiner minimalistischen Lakonie liegt der eigentliche Reiz von *Rheinsberg* verborgen.

Im Spätsommer 1911, als Tucholsky und Else Weil das Residenzstädtchen besuchten, befand sich Europa fast am Rande eines großen Krieges. Deutsche Ansprüche auf afrikanische Gebiete, am Kongo und in Westmarokko, hatten nach der unangemeldeten Landung eines deutschen Kanonenboots in Agadir am 1. Juli zu starken Spannungen mit Frankreich geführt, das sich der Rückendeckung Englands gewiss sein konnte. Das bürgerliche Deutschland erlebte bis zum November, als die sogenannte zweite Marokkokrise beigelegt wurde, einen Erregungszustand, wie man ihn vorher in Europa nicht gekannt hatte. Auch in den hohen Kabinetten, schreibt Tucholsky Ende Juli im *Vorwärts*, herrschte wegen Marokko »35 Celsius«. Vorsicht, meint er: »Die Hitze hat oft böse Konsequenzen.«²⁴ Und während er am Grienericksee leichtfüßig herumflirtet, wünscht sich ein junger Mensch im westpreußischen Bromberg, der spätere Expressionist Ernst Toller, den Krieg und das Ende des faulen Friedens regelrecht herbei.²⁵ Er ist kein Einzelfall.

Nicht von ungefähr wird der heitere Eros in *Rheinsberg* durch diese Stimmung und damit einhergehende Vorahnungen kurzzeitig getrübt. »Sehssu, mein Affgen, das is nu deine Heimat. Sag mal: würdest du für dieselbe in den Tod gehen?«, fragt Claire ihren Geliebten unvermittelt, als

sie träumend im Gras der Rheinsberger Remusinsel liegen, und erhält die Antwort: »Du hast es schriftlich, liebes Weib, dass ich nur für dich in den Tod gehe. Verwirre die Begriffe nicht.« Es ist ein fast beiläufiger Dialog, doch er formuliert bereits Tucholskys großes Lebensthema. Der Krieg, der immer mehr zu einer realen Möglichkeit zu werden drohte, war für ihn, den radikalen Zivilisten, ein Rückfall in kindliche, rohe und vorgesellschaftliche Verhaltensweisen und nichts für erwachsene, kultivierte Menschen: »Die Gefühle sind andere.«[26](#)

Nach ihrem Rheinsberg-Ausflug reisen Tucholsky und Else Weil an die Ostsee und verbringen dort fast den ganzen September. Bis dahin hatte er gerade einmal elf kleine Artikel und Gedichte veröffentlicht. Nun arbeitet er, der sich in Rheinsberg Aufzeichnungen gemacht hat, an seiner ersten größeren literarischen Geschichte. »Was in den drei Tagen leicht und grün vorübergeglitten war, wurde an der See in ebenso viel Wochen würgend langsam in kleine Notizbücher geschrieben.«[27](#) Die Pimbusch sitzt, während er dichtet, meist im Nebenzimmer und bereitet sich vermutlich auf das kommende Wintersemester vor. Ein »Bilderbuch«[28](#) soll es werden, wie scheinbar zwanglos aneinandergereihte fotografische Momentaufnahmen. Noch im September – mitten in der Marokkokrise – hat er eine erste Fassung fertig. Max Brod in Prag, dem Tucholsky den Text im Frühherbst zukommen lässt, schlägt einige Veränderungen am Schluss vor, die in der Endfassung Berücksichtigung finden.[29](#)

Brod ist es auch, der sich als Verlagsautor bei Axel Juncker für den noch völlig unbekanntem Tucholsky einsetzt. Mit Erfolg. Irgendwann jedenfalls – noch im Herbst 1911 – war man bei Juncker von dem Manuskript regelrecht hingerissen. Da wurde eine Tür geöffnet, das war eine neue Welt.[30](#) Bei Juncker befand sich Tucholsky in guter Gesellschaft. Er

verlegte neben Max Brod unter anderem Rainer Maria Rilke, Franz Werfel, Else Lasker-Schüler und Max Dauthendey. Am 15. November 1912 wird *Rheinsberg*, illustriert von Tucholskys Freund Kurt Szafranski, als Geschenkbandchen der Reihe *Orplid* an die Buchhandlungen ausgeliefert, broschiert siebzig Pfennig, gebunden eine Mark.

Die erste Rezension veröffentlicht der unter dem Pseudonym Dr. Owglass auftretende *Simplicissimus*-Autor Hans Erich Blaich 1913 in der Zeitschrift *März*. »Gottlob«, meint Blaich, »Eichendorff ist noch nicht tot.« Und Julius Bab schreibt in Siegfried Jacobsohns *Schaubühne*, hier gebe es endlich etwas zu lesen, das völlig frei sei von der rührend-lächerlichen Pathetik bemondeter Maiabende, aber auch von der parfümbelasteten Salondämonie der sogenannten großen Welt,³¹ die Heinrich Mann zu seiner Satire auf das Berliner Schlaraffenland veranlasst hatte. »Eine Dichtung«, so Bab.³² Doch das leichtfüßige *Bilderbuch für Verliebte* ist auch eine vollendete Antiwelt zu dem landauf, landab grassierenden Nervenfieber angesichts der über Europa wie ein Damoklesschwert lastenden Kriegsgefahr.

Seit Jahren hatte sich das Bild eines möglichen Krieges in den Köpfen verschoben. Er wünsche seinem Vaterland von allen guten Dingen zwei, meinte beispielsweise der General Colmar von der Goltz: nämlich völlige Verarmung und einen mehrjährigen harten Krieg. Dann erst würde sich das deutsche Volk vielleicht noch einmal erheben und sich für Jahrhunderte vor moralischer Auflösung schützen.

Welten lagen zwischen der von Clausewitz geprägten klassischen preußischen Vorstellung vom Krieg als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln und solchen Phantasien eines nationalen Purgatoriums in Stahlgewittern. Manche Militärs waren von Torschlusspanik heimgesucht, wie Admiral Tirpitz, der die Ansicht vertrat, ein Entscheidungskampf mit England sei unvermeidlich. Alles lief in seinen Augen auf eine Schicksalsschlacht hinaus, bei

der es nur einen Ausgang geben konnte: Alles oder nichts, Weltmacht oder Untergang. Tirpitz hatte Darwin gelesen. Wie der General a. D. Friedrich von Bernhardi, dessen Buch *Deutschland und der nächste Krieg* Anfang 1912 erschien, in dem er den Kampf ums Dasein zur Grundlage aller gesunden Entwicklung erklärte. Überhaupt, meint Tucholsky im *Vorwärts*, die Zahl der politisierenden inaktiven Offiziere wachse von Tag zu Tag, Bernhardi eingeschlossen: »Aufsätze, Broschüren, Reden, Vereine -: das Resultat ist stets dasselbe: der Krieg! Der unvermeidliche, frische, fröhliche Krieg!«³³ Unter den Deutschen grassierte eine moderne bellizistische Nervosität ohne Bezug zu jener bürgerlichen »Solidität, Würde und Stetigkeit«, die Tucholsky stets bewahrt sehen wollte.³⁴ Im Rheinsberger Abenteuer mit Pimbusch aber regiert nicht Mars und auch nicht Wotan, sondern Venus - und die Geschichte eines preußischen Spätsommers strahlt noch viel von der Gelassenheit der Welt Theodor Fontanes aus, den Tucholsky immer bewunderte und schätzte.

Schon als Student hatte er Norman Angells pazifistische Streitschrift *The Great Illusion* gelesen, ein »ausgezeichnetes Buch«, wie er später schrieb.³⁵ Es erschien 1910 und wurde bald zu einem der größten Bestseller des frühen zwanzigsten Jahrhunderts. Innerhalb eines Jahres erlebte es Übersetzungen in fünfzehn Sprachen. Angell warnte darin vor der Fähigkeit moderner Armeen, immer tödlichere technische Waffen einzusetzen, und vor der verheerenden Auswirkung eines Krieges auf die in Netzen gegenseitiger Abhängigkeit prosperierende Weltwirtschaft sowie das zivile Leben. Ein moderner Krieg würde nichts als Verlierer hervorbringen. Das war auch Tucholskys Ansicht.

Doch seit 1908 waren internationale Krisen eine übliche Angelegenheit geworden, und ganz Europa taumelte in einen unabsehbaren Rüstungswettlauf hinein. Nur wenige

waren sich der Gefährlichkeit des Vabanque-Spiels bewusst, das hier ohne ernsthafte Ziele, aber mit hohem Einsatz gespielt wurde. Was es bedeuten würde, den Frieden Europas aufs Spiel zu setzen, hat niemand so deutlich gesehen wie der Sozialdemokrat August Bebel, der am Ende der zweiten Marokkokrise 1911 den Reichstag mit einer fast endzeitlichen Vision geradezu beschwor.

»Sie treiben die Dinge auf die Spitze, Sie führen es zu einer Katastrophe«, so Bebel: »Alsdann wird in Europa der große Generalmarsch geschlagen, auf den hin 16 bis 18 Millionen Männer, die Männerblüte der verschiedenen Nationen, ausgerüstet mit den besten Mordwerkzeugen, gegeneinander als Feinde ins Feld rücken.« Er erntet nur Lachen von den Rängen der konservativen und bürgerlichen Fraktionen, als er zu dem Satz anhebt: »Die Götterdämmerung der bürgerlichen Welt ist im Anzuge.« Doch Bebel, der einer zutiefst zivilen Welt entstammt und der für das russische Roulette der führenden Eliten überhaupt kein Verständnis aufbrachte, weiß, was er sagt. »Seien Sie sicher; sie ist im Anzug«, so seine prophetische Antwort auf das Gelächter der Gegenseite.³⁶

Der früh verstorbene und von Tucholsky sehr geschätzte Dichter Georg Heym³⁷ ist einer der wenigen, die zur gleichen Zeit von ähnlichen apokalyptischen Visionen heimgesucht werden. »Wo der Tag flieht, sind die Ströme voll von Blut«,³⁸ schreibt er im gleichen Jahr 1911 über den kommenden Krieg, der in den Stimmungen der Dichterseele bereits seine Schatten vorauswirft.

Ende Juli 1914 meldet Tucholsky Nachrichten aus dem Tollhaus. Ungeheure Menschenmassen auf dem Kurfürstendamm: »Was gibt es Schöneres als den Krieg?! Faul und matt sind wir geworden durch den langen Frieden. Stickig und schwül ist die Luft ... Nun aber soll es kommen, das erlösende Gewitter, reinigend, beglückend.«³⁹

Innerhalb weniger Tage hatte sich die Welt in Europa plötzlich verdunkelt. Sir Edward Grey, der britische Außenminister, war sich schon in den ersten Tagen des Krieges darüber im Klaren, dass hier weit mehr auf dem Spiel stand als in den bisher bekannten Kämpfen um Einflussphären. In ganz Europa gehen die Lichter aus, so Grey am 5. August 1914, und wir werden es nicht mehr erleben, dass sie wieder angezündet werden.

Die Vorgeschichte des immer nervöser werdenden Europa, der mit Urgewalt einbrechende Krieg und vor allem die Nachgeschichte dieser die ganze Welt moralisch verändernden Katastrophe – das war der geschichtliche und seelische Rahmen für Kurt Tucholskys kurzes und intensives Leben.



[Bild 12](#)

Tucholskys Vater Alex, ein begüterter Manager, wurde am 5. November 1905 auf dem jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee beigesetzt, wo sich sein Grab noch heute befindet. In der Erde unter der Tafel mit dem Namen seiner Frau befindet sich nichts. Sie wurde Anfang Mai 1943 als Angehörige eines »Alterstransports« in Theresienstadt ermordet und ihre Asche in die Eger geschüttet.

Der Gentleman

Unter dichtem grünem Efeu, im Feld T 2 nahe einer Mauer, liegt auf dem Jüdischen Friedhof Berlin-Weißensee Alex Tucholsky begraben. »Jedweder hat hier seine Welt: / ein Feld«, dichtet Kurt Tucholsky 1925 über diese Stätte: »Da, wo ich oft gewesen bin, / zwecks Trauerei«. [40](#) Der Vater blieb für ihn zeit seines Lebens eine wichtige, prägende Figur. »Zu denken, dass ein so wertvoller Mann wie Papa sterben musste, als er an der Schwelle der Ernte seines Lebens war«, meinte er noch kurz vor seinem eigenen Tod, »ist bitter«. [41](#) Alex Tucholsky war am 1. November 1905 im Alter von fünfzig Jahren abends um halb sieben verschieden und wurde am 5. November hier mit einem Kaddisch zu Grabe getragen. Er litt seit Ende des Jahrhunderts an einem Spätstadium der Syphilis, das sich zunehmend in nervlichen Störungen und starken Schmerzen bemerkbar machte, was seiner preußischen Arbeitsethik allerdings keinen Abbruch tat.

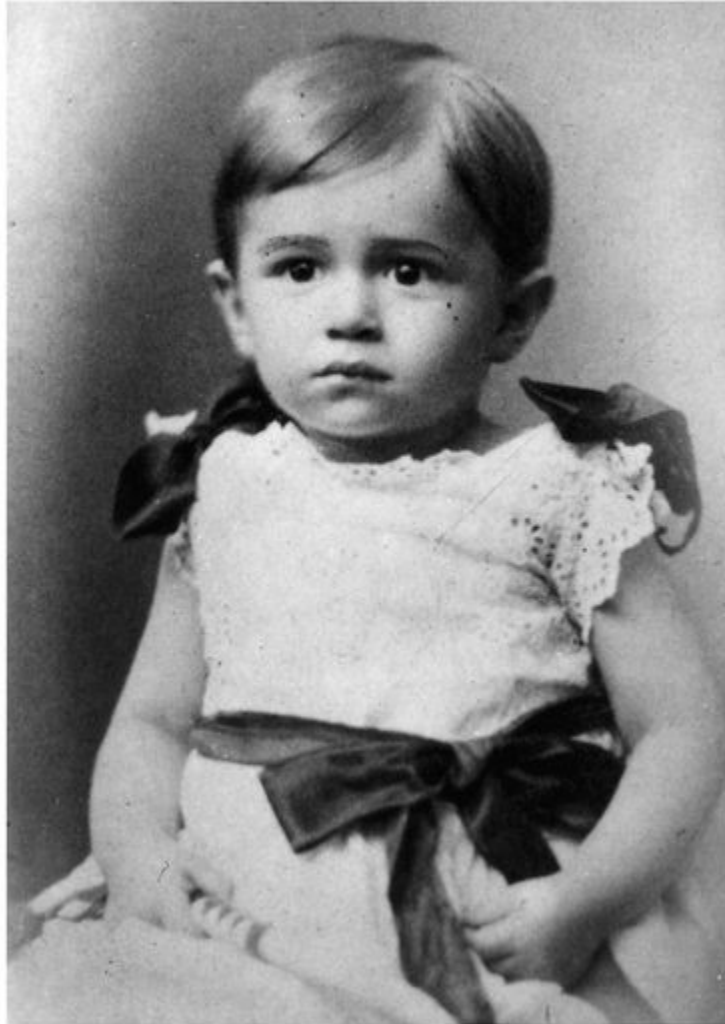
Alex Tucholsky war ein musisch gebildeter und belesener Mann. Allen voran liebte er Heinrich Heine, die weltbürgerliche Weite und die ironische Distanz seiner Dichtung zu allem falschen vaterländischen Pathos. Ein Foto aus Tucholskys Kinderzeit zeigt ihn in einem Strandkorb in Misdroy auf Usedom mit Pfeife im Mund, die rechte Hand lässig auf einen Spazierstock gestützt – ein durch und durch ziviler Mensch in Zeiten eines sich zunehmend militarisierenden wilhelminischen Alltags. Berta von Suttner, die böhmische Schriftstellerin und Pazifistin, die Alfred Nobel dazu veranlasste, einen Friedensnobelpreis zu stiften, zählte zu seinen prägenden Lektüreerlebnissen. »Wenn ich Schriftsteller wäre, würde ich die Suttner noch

übersuttnern«, schrieb er in einem Brief an einen heute unbekanntem Adressaten vom 14. Dezember 1894: »Krieg heißt doch schließlich auf Deutsch privilegierter Mord; wenn die Leute an der Spitze in Verlegenheit sind und nicht mehr ein noch aus mit der Politik und ihren Finanzen wissen, dann wird aus der Rumpelkammer die Puppe Patriotismus herausgeholt und ihr Kleid und Mantel - Erbfeind und Heldenmuth - umgehungen, und dann ist der Popanz fertig.« [42](#) Und noch etwas anderes mochte Alex Tucholsky nicht: nervtötende Hast. [43](#)

Im Vergleich zu dem nicht weit entfernten, aus rotem Marmor gebauten und mit dorischen Säulen geschmückten Mausoleum des Verlegers Rudolf Mosse nimmt sich die einfache schwarze Grabtafel Alex Tucholskys mit ihren Frakturgravuren recht bescheiden aus. Doch auch er gehörte zum besseren Berliner Bürgertum. Tucholskys waren, wie Heinz Ullstein sich ausdrückte, Menschen »unserer Kreise«; [44](#) erfolgreiche, assimilierte Juden der zweiten Generation. Der 1855 geborene Sohn des Greifswalder »Kaufmanns im ersten Stand« Neumann Tucholsky arbeitete in gehobener Position - zuletzt als Direktor - bei Carl Fürstenbergs Berliner Handelsgesellschaft, damals eines der sechs größten deutschen Geldinstitute und die Hausbank der expandierenden AEG Emil Rathenaus. Kurt Tucholsky - am 9. Januar 1890 in Berlin, Lübecker Straße 13, zur Welt gekommen - war drei Jahre alt, als der Vater von Fürstenberg den Auftrag erhielt, an der Stettiner Börse die Geschäfte des Hauses zu reorganisieren und insbesondere die Bilanzen der Stettiner Vulcanwerft aufzubessern. Die nordische Landschaft an der Ostseeküste, die einen Teil seiner Kindheit prägte, würde sich tief als Traumland in seine Seele einschreiben, bis zu seinen letzten Lebensjahren in Schweden. Und das norddeutsche Platt, die Sprache seines Vaters, würde für den späteren Urberliner Kurt

Tucholsky das allgegenwärtige Idiom seiner frühen Kindheitsjahre bleiben. »Niederdeutsch«, schreibt er noch 1931, »ist jener Weg, den die deutsche Sprache leider nicht gegangen ist.« Wie viel kraftvoller könnte das Deutsche dann sein, »wie viel bildhafter, einfacher, klarer«. [45](#)

Im Oktober 1887 hatte Alex Tucholsky seine Cousine Doris Tucholski geheiratet, sechs Jahre jünger als er selbst und ausgebildete Lehrerin. Ihr ist neben der Grabplatte ihres Ehemanns eine in dem gleichen schwarzen Stein gehaltene Gedenktafel gewidmet. Immer wieder legt jemand in jüdischer Tradition Steine auf die Stätte, doch das Grab ist leer. Doris Tucholsky wurde am 16. Juli 1942 mit dem 23. Alterstransport nach Theresienstadt deportiert. Dort hat man sie Anfang Mai 1943 im Alter von 81 Jahren ermordet und ihre Asche vermutlich in die Eger geschüttet.



[Bild 13](#)

Auf diesem Foto ist Kurt Tucholsky noch ein Berliner. Im Alter von drei Jahren wird er jedoch nach Stettin an die Ostsee umziehen. Das norddeutsche Platt, das ohnehin die Sprache seines Vaters war, wird sich lebenslang in seine Erinnerung einprägen und die norddeutsche Landschaft das Traumland seiner Seele bleiben. Tucholsky war weit weniger Großstadtmensch als gemeinhin vermutet.

Sie war die Tochter eines aus Posen stammenden Berliner Lederfabrikanten, eine außergewöhnlich kluge und belesene Frau, die allerdings bald nach ihrer Hochzeit in die Rolle eines veritablen Hausdrachens schlüpfte. Sie zeigte sich von einem geradezu manischen Ordnungssinn besessen, hielt autoritativ zu Mäßigung und Gehorsam an und achtete dabei immer auf die nötige emotionale Distanz. Sie war ein »Muttertier«, das seine Jungen liebt, »doch Liebe, steht

geschrieben, ist nur möglich von Individualität zu Individualität«. [46](#) Tucholsky hatte stets ein gespanntes Verhältnis zu ihr.

»Die Frau«, schrieb er einmal, und er meinte seine Mutter, »versucht eben, auf alle Fälle ihren Willen (der übrigens nicht recht weiß, was er eigentlich will) durchzusetzen, und es ist ihr herzlich gleichgültig, ob sie dabei Leute ruiniert oder nicht«. [47](#) Jean-Paul Sartre hat Gustave Flaubert einmal als Kind porträtiert, das man mit der Mutter eingesperrt und zur pflichtgemäßen Liebe angehalten hatte, mit dem Ergebnis, dass ihm immer eine gewisse Selbstdistanz und Fremdheit zum eigenen Ich erhalten geblieben ist. Irgendwie war das in ähnlicher Weise auch Tucholskys Schicksal.

In Stettin kommen Tucholskys Geschwister zur Welt, im Mai 1896 sein Bruder Fritz und im Juli 1897 seine Schwester Ellen. Ostern 1896 wird Kurt eingeschult. Als »kleiner Junge«, der mit dem Ranzen zur Schule ging, ist auch er begeistert vom »Tschingderingsching« des Preußenmarschs und voller kindlicher Bewunderung für die schneien Leutnants auf den Stettiner Alleen. [48](#) Drei Jahre später, im Frühjahr 1899, zieht die Familie nach Berlin zurück und wohnt – unten Concierge und oben eigener Telefönanschluss – standesgemäß in der Dorotheenstraße 11, unweit des Central-Hotels der Eisenbahn-Hotel-Gesellschaft am Bahnhof Friedrichstraße mit seinem berühmten *Wintergarten*. Tucholsky würde ihn später die »aristokratische Ausnahme unter den Bürgervarietes« nennen. [49](#) Er ist neun Jahre alt und kommt nun jeden Tag auf seinem Weg ins Französische Gymnasium – für Alex Tucholsky eine seinem Sohn verordnete Präventivmedizin gegen den überbordenden Nationalismus in Deutschland – an diesem Wunderwerk der Technik und Illusionskunst vorbei.



[Bild 14](#)

Bei Tucholskys waren regelmäßige Seeurlaube Bestandteil des Familienlebens, hier im Ostseebad Misdroy auf der Insel Wollin. Das Foto ist vermutlich als Kulisseninszenierung in einem Atelier entstanden. Neben Alex Tucholsky sieht man dessen Mutter, im Boot Kurt mit seinen Geschwistern und seiner Mutter Doris Tucholsky, zu der er zeit seines Lebens ein gespanntes Verhältnis unterhielt.

Der Wintergarten des Central-Hotels bestand aus einer 2300 Quadratmeter großen glasüberwölbten Halle, ursprünglich ein künstlicher Jardin de plaisanterie mit Palmen, Araukarien, Lorbeerbäumen, Freitreppe, Grotten und Springbrunnen sowie einem Konzertpodium - auch des Nachts von tausend Gasflammen tageshell erleuchtet. Daraus hatte sich Berlins führendes Variete entwickelt, in dem Otto Reutter in diesem Jahr 1899 zum ersten Mal gastierte und für die nächsten dreißig Jahre mit berlinischen Couplets sein Publikum begeistern würde. Er war ein Berliner »Star«, und alles ging ihm, wie Tucholsky 1921 schreiben würde, »aus dem leichtesten Handgelenk«. [50](#)

1895 hatte im *Wintergarten* das Zeitalter des Films begonnen, als die Brüder Skladanowsky hier mit bewegten Bildern überlebensgroßer Artisten auf einer Leinwand debütierten - ursprünglich als ausgesprochen kuriose Varietenummer gedacht. Ansonsten sah und hörte man im *Wintergarten* viele Gäste aus dem Ausland: die Five Sisters Barrison (noch der erwachsene Tucholsky wird ein Bändchen mit kolorierten Fotografien von ihnen zu seiner Bibliothek zählen [51](#)), die amerikanische Nachtigall Lillian Russell, die Pariser Diseuse Yvette Guilbert oder in dem Jahr, als Tucholskys in die Dorotheenstraße zogen, die legendäre australische Tänzerin Saharet, die in Wirklichkeit Clarisse Campbell-Rosé hieß und mit artistischer Perfektion virtuos einen choreografisch unterkühlten Cancan auf die Bühne zaubern konnte. Ein Jahr später - 1900 - sollte der *Wintergarten* grundlegend modernisiert werden, eine Drehbühne erhalten sowie seinen seitdem in ganz Europa berühmten Sternenhimmel. Es ist das Berlin der ausgehenden Belle Epoque, und der *Wintergarten* jenes »gottbegnadete Institut«, das immer glänzte. [52](#)



[Bild 15](#)

Der Düsseldorfer Otto Reutter, hier mit der australischen Tänzerin Saharet, hieß eigentlich Otto Pfützenreuter. Obwohl Rheinländer, avancierte er im berühmten Wintergarten an der Friedrichstraße zu einem berlinischen »Star«. Über vierhundert Couplets sind von ihm überliefert. Tucholsky, der meinte, bei ihm gehe alles aus dem leichtesten Handgelenk, zählte zu seinen frühen Fans.

Das Variete bleibt überhaupt Tucholskys große Liebe, der »Ort der schrankenlosesten Gefühle und der tiefsten Philosophie« - ein Triumph des lebendigen Körpers über die moderne Welt der Apparate und der Technik. [53](#) Kurz: ein Hamsun'sches Universum. Die Artisten. Angstlust fesselt, wenn sie durch den Raum schweben. Furcht, Wonne,

zuversichtliche Hoffnung. Die Gefahr: für den Artisten kein Problem. Die Clowns. Sie schlagen wie mimische Philosophen »die gedankliche Abstraktion mit der platten Nüchternheit der realen Welt«. [54](#) Die Exzentriks: »Alle Macchiavellisten: roh und dem Idealen abhold.« [55](#) Das Schönste aber am Variete sind und bleiben »die Girls«. [56](#)

Theater gibt es zuhauf in Tucholskys Nachbarschaft. Berlin hat sich seit der Gründerzeit zu einem glanzvollen Mittelpunkt deutscher Kultur entwickelt. Mit dreißig repräsentativen Bühnen, von denen - und das gilt insbesondere für Otto Brahm's *Deutsches Theater* - ein unwiderstehlicher Glanz ausgeht, ist es die Theaterstadt schlechthin. Dann die Kaiserpassage an der Ecke Linden / Friedrichstraße. Zwar ging es seit den neunziger Jahren mit dem mondänen Schmuckstück etwas bergab, aber die Passage mit feinen Läden, Cafekonzert, Panoptikum - und vor allem dem Kaiserpanorama, jenem »Zauberort unserer Kinderromantik«, wie sich Tucholsky später erinnert [57](#) - war immer noch stets taghell erleuchtet. Das Kaiserpanorama, das waren Bilderreihen mit handkolorierten 3-D-Fotos, die wie eine Diaschau, fast schon wie ein kleiner Film wirken konnten.

Das Französische Gymnasium am nördlichen Reichstagsufer besucht Tucholsky bis zur Obertertia. Nebenbei erhält er Klavier- und Gitarrenunterricht, lernt Stenografie, und Tante Flora, Lehrerin, gibt ihm Nachhilfestunden in Französisch. Er ist ein eher durchschnittlicher Schüler, und daran ändert sich auch nach seinem Wechsel an das Königliche Wilhelms-Gymnasium in der Bellevuestraße nichts. Die Schule langweilt ihn offenbar. »Schultragödien haben wir nie gehabt, furchtbare Missstände auch nicht. Aber schlechten Unterricht«, meint er später. Zerpflückte Klassiker, törichte Aufsätze, Auswendiglernen, dynastische Zahlen im

Geschichtsunterricht und so fort. Es gab dort pflichtbewusste Lehrbeamte, etwas geistfreie und nicht einmal gute. Dabei galt die Anstalt, im Volksmund das Lackstiefel-Gymnasium genannt, als Eliteschule für Zöglinge der besseren Kreise. »Was wir wissen und können«, so allerdings Tucholskys nüchternes Fazit im Rückblick, »das haben wir uns mit unsäglicher Mühe nachher allein beibringen müssen.« Das einzig Positive, was ihm aus dieser Zeit in Erinnerung blieb: dass die Schule noch nicht so nationalistisch verhetzt war wie nach dem Krieg. [58](#)

Eine amüsante Fußnote: Besonders mit seinen Deutschaufsätzen hatte Tucholsky chronische Probleme. Man hielt sie für vollkommen verstiegen. Schließlich: die tödliche Note Mangelhaft (wenige Monate später würden seine ersten literarischen Kurztexte in Rudolf Mosses Zeitschrift *Ulk* erscheinen [59](#)). Tucholsky bleibt sitzen, muss nach der Obersekunda die Schule verlassen und wird von der Mutter bei dem Privatlehrer Dr. Krassmöller in der Pariser Straße in Pension gegeben. Das war nicht so sehr weit von der Motzstraße entfernt, in die Doris Tucholsky nach dem Tod ihres Mannes umgezogen war. Krassmöller, der auch dem Verlegersohn Heinz Ullstein als Nachhilfelehrer diente, war wieder eine Adresse für höhere Kreise. Am 21. September 1909 besteht Tucholsky als Externer am Königlichen Luisen-Gymnasium sein Abitur mit gerade einmal akzeptablen Noten. Zweieinhalb Wochen später schreibt er sich unter der Matrikelnummer 5743 für das Studium der Rechtswissenschaft an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität Unter den Linden ein.

Krassmöller, der seine Gutmütigkeit hinter einem polternden Wesen verbarg, hat bald einen Assistenten, der ihm zur Seite steht: den Studenten Kurt Tucholsky. Er hielt, im Unterschied zum Lehrkörper des Wilhelms-Gymnasiums, sehr viel von ihm. Tucholsky sei, meinte er, ein bedeutender Mensch mit Zukunft. Denn, sinnvoll dosiert, war das Lernen